

# Erika Alleweldt

## Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften

Eine Berliner Fallstudie

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2013

Freundschaft hat gegenwärtig offenbar einen besonders hohen Stellenwert. So ist die Rede vom Zeitalter der Freundschaft; es wird von Freundschaft als neuer Lebensform gesprochen; oder Freundschaft wird als dritter Weg zwischen Wohlfahrtsstaat und Familie postuliert. Und in der individualisierten Gesellschaft gelten insbesondere Frauenfreundschaften als bedeutsam. Doch sind Frauenfreundschaften in ihrer Sichtbarkeit ein historisch neues Thema. Heutzutage verkörpern sie das Ideal von Freundschaft überhaupt. Damit haben sie das Leitbild der Männerfreundschaft abgelöst. Zudem werden ihnen auch die besseren Realisierungschancen in der modernen Gesellschaft zugeschrieben. Doch wie stellt sich die Realität von Freundschaft in der sozialen Wirklichkeit der Frauen dar?

Um das zu ergründen, hat die Autorin eine qualitative Studie zu Freundschaften von Frauen aus unterschiedlichen sozialen Milieus durchgeführt. Anhand von Interviews hat sie die Entfaltungsformen moderner Frauenfreundschaft aus dem Kontext gesellschaftlicher Anforderungsstrukturen analysiert, wie diese sich insbesondere aus der Arbeitswelt und der Individualisierung der Lebensführung ergeben. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen Journalistinnen, Sozialarbeiterinnen und Verkäuferinnen aus Discounterläden – im Hinblick auf ihre Lebenssituation, ihre Lebensführung, ihre Freundschaftsvorstellungen und ihre Freundschaftspraxis.

Es zeigt sich, dass die Journalistinnen, deren Situation durch Bewegung und Weitläufigkeit der Lebenssphären charakterisiert ist, einen um die gesamte Welt verteilten Freundeskreis haben, der ein unentwegtes *social networking* notwendig macht. Bei den Verkäuferinnen ist der Alltag dadurch gekennzeichnet, dass ihre Arbeitstätigkeit nur wenige Entfaltungsspielräume bietet, sodass Freundschaften auch in Bezug auf Familie und Freundeskreis lokal orientiert sind. Die Sozialarbeiterinnen versuchen dagegen Freundschaft als Lebenspraxis zu etablieren. Über alle Gruppen hinweg zeigt sich vor allem eine Diskrepanz zwischen Vorstellungen und Wirklichkeit des Freundschaftslebens. Diese besteht auf der einen Seite in einer Sehnsucht nach Aufgehobenheit, auf der anderen Seite in einer systematischen Überforderung mit der Freundschaftsführung. Dieses Spannungsverhältnis ist nicht allein aus den beruflichen Anforderungen erklärbar. Die Überforderung resultiert vielmehr daraus, so die These der Arbeit, dass es den Freundschaftspartnerinnen an einer gemeinsamen Bedeutungswelt mangelt.

Ihre Freundschaften sind kaum an gemeinsame lebensweltliche Erfahrungen rückgekoppelt. Angesichts der Ausdifferenzierung und Pluralisierung moderner Alltagswelten wird es schwierig, Gemeinsamkeiten in Freundschaften zu erleben bzw. herzustellen. Damit schält sich ein besonderer Typus von Freundschaften heraus: die *fragmentierte Freundschaft*.

Zudem zeigt die Studie, dass die Möglichkeiten und Grenzen der Freundschaftsführung gesellschaftlich ungleich verteilt sind. Freundschaften sind zwar zur kulturellen Norm einer gut situierten Lebensführung in einer Gesellschaft geworden, in der Vernetzung eine zentrale Rolle spielt, aber Freundschaften sind nicht für alle in gleicher Weise realisierbar. Die Untersuchung verfolgt vor allem eine genuin soziologische Perspektive, die aufzeigen kann, dass ein »privates« Phänomen wie Freundschaft, in Bedeutung und Form ganz maßgeblich gesellschaftlich bedingt ist. Sie wendet sich damit gegen eine utilitaristisch-individualistische Theorieperspektive und entwirft ein Modell empirischer Freundschaftsformen, das den Zusammenhang von gesellschaftlichen Anforderungsstrukturen und gelebten Freundschaften erklärt. Freundschaften werden als Teil einer in der Sozial- und Arbeitswelt verwurzelten Lebenspraxis der Individuen konzipiert. Ihr theoretisches Rahmenkonzept baut auf den Entwürfen von Georg Simmel und Friedrich Tenbruck auf.

Die Untersuchung mündet in der These einer Profanisierung von Freundschaft. Es wird der Frage nachgegangen, inwieweit die modernen sozialen Beziehungsformen überhaupt noch unter den Begriff Freundschaft subsumierbar sind bzw. wie das moderne Freundschaftsverständnis sich selbst begreift.

## Einleitung

»Ein ganzes Werden!« ist ihrer beider Bedürfnis«, mit diesen Worten beschreibt Christa Wolf die Freundschaft zwischen Karoline von Günderrode und Bettina von Arnim.<sup>1</sup> Die Freundschaft zwischen den beiden Frauen der deutschen Romantik ist eines der wenigen dokumentierten Beispiele von Frauenfreundschaft in der westlichen Kulturgeschichte. Diese Freundschaft gilt bis heute als die idealtypische Form einer weiblichen Freundschaft. Der Briefwechsel, der sich zwischen den beiden Frauen entspinnt, zeugt von einer sinnlichen, geistigen und oft schwärmerischen Freundschaft: Sie vertrauen sich gegenseitig ihre intimsten Gefühle und Geheimnisse an, unternehmen Spaziergänge, reden über Poesie, Literatur und Philosophie und erörtern die Welt. Karoline von Günderrode drückt ihr Bedürfnis nach Freundschaft aus als einen Wunsch, »die neue Ansicht der Dinge in sich zu erschaffen, diesen immer quellenden Reichthum des Geistes« (Günderrode 1989: 144). »Einander die Seele ausfüllend« geht es in ihrer Freundschaft darum, als Person zu wachsen. Dabei fühlen sie sich in einem

---

<sup>1</sup> Christa Wolf (1989) (Hg.): Karoline von Günderrode. Der Schatten eines Traumes. Luchterhand: S. 30.

Verhältnis großer Zugewandtheit und Aufrichtigkeit dem anderen gegenüber verpflichtet:

Ich bin dir zwar sehr Freund, glaube aber nicht, daß ich es aus Schwachheit bin, weil ich eine Stütze haben muß (...), sondern weil ich es größer, besser finde, den Freund zu erhalten, weil in der Beharrlichkeit die Größe aller Werke und Geschöpfe enthalten ist; in dieser Rücksicht rechne ich auch auf Deine Freundschaft... (Bettina von Arnim an Karoline von Günderrode, Sommer 1804, zitiert nach Wolf 1989: 210).

Der Wunsch nach Wahrhaftigkeit kann als ein Fundament ihrer Freundschaft betrachtet werden. Dazu gehört wohl auch, wovor sie keineswegs zurückscheuen, Freundschaft selbst einer kritischen Reflektion zu unterziehen:

Auch die Freundschaft versagt mir ihre glücklichen Täuschungen. Menschen, die mir Sinn und Liebe für interessante Gegenstände, und ein gewisses Streben darnach zeigten, wurden oft meine Freunde, weil mir Mittheilung Bedürfnis ist. Bald aber hatte ich das Interesse daß ich mit ihnen theilte erschöpft, und fand daß ich sie selbst erschöpft hatte (Günderrode 1989: 143 f.).

Wie Bettina von Arnim beschreibt, fühlt sie sich bei ihrer Freundin in besonderer Weise aufgehoben: »Die Menschen sind gut, ich bin es ihnen von Herzen, aber wie das kommt, daß ich mit niemand sprechen kann? – Das hat nun Gott gewollt, daß ich nur mit Dir zu Hause bin.« (Arnim 1994: 20). Das Sich-fremd-Fühlen in der Welt wird zu einer gemeinsamen Freundschaftserfahrung. Die beiden Frauen versuchen sich eine eigene Welt und eine eigene »Freundschaftsphilosophie« zu erschaffen, der sie den Namen »Schwebereligion« geben. Sie imaginieren sich eine bessere Welt: »Nicht wahr, du fühlst es auch? (...) und würden lernen die Welt bauen, und das würde die Tiefen der Seele beglücken.« (Arnim 1994: 249). Dies muss vor dem Hintergrund der Lebensformen jener Zeit betrachtet werden. Frauen sind zu diesem Zeitpunkt ökonomisch und sozial abhängig, von der öffentlichen und politischen Sphäre ausgeschlossen und in ihrer Entfaltung gegenüber Männern stark eingeschränkt. Im Gegensatz zu Männerfreundschaften, die zu dieser Zeit in Parkanlagen und Tempeln öffentlich zelebriert wurden und in die sich gründenden Vereine, Männerbünde und geheimen Gesellschaften eingebunden waren, zu denen Frauen keinen Zutritt hatten, gab es für Frauen keinen Ort, an dem sie sich ohne Aufsicht der Familie mit ihren Freundinnen hätten treffen können. Die Wirksphäre von Frauen war in der Regel auf das Haus, das heißt auf private Räume beschränkt. Die Freundschaft zwischen Karoline von Günderrode und Bettina von Arnim bildet hier eine Ausnahme, weil sich die beiden Frauen zeitweise in der kleinen Wohnung der Günderrode im Kronstettischen Damenstift, wo diese lebte, alleine treffen konnten. Dennoch sind auch ihre Entfaltungsmöglichkeiten begrenzt. So blieben nur die gemeinsamen Träume, um sich eine Welt zu imaginieren, in der gemeinsame Reisen möglich sind. Die Freundschaft wird zur Möglichkeit, der engen Begrenztheit der Lebensumstände zu entfliehen.

Besinn dich doch auf unsere Reise-Abenteuer, die wir den Winter miteinander durchmachten; (...) abends im Mondschein, das war unsre beste Zeit, wo wir phantasierten, und hielten uns einander bei den Händen, wenn wir die Berge hinanstiegen, und ruhten unter Dattelbäumen aus; (...) das dauerte den ganzen Winter, und kein Mensch wußte, daß wir in einer südlichen Welt lebten (Arnim 1994: 246 ff.).

Die Freundschaft bietet den beiden Frauen einen *Freiraum*, der es ihnen erlaubt, sich in gegenseitiger Reflexion zu sich selbst und ihrer Welt ins Verhältnis zu setzen, d. h. in freundschaftlicher Innigkeit, wie es ihnen ansonsten in der Umwelt verwehrt bleibt. Von Frauen wird erwartet, dass sie rücksichtsvoll, selbstlos, duldend und schweigsam sind. Die an das Weibliche gerichteten Erwartungen einer gebenden Nähe, Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, die sich den Bedürfnissen von Familie und Privatheit unterzuordnen hat, standen der Entfaltung von Freundschaften im Wege (vgl. Bovenschen 1998: 31). Gegen diese Vorstellungen des Weiblichen wehrten sich die beiden Frauen und orientierten sich vielmehr daran, »dass das Selbstdenken der höchste Mut (sei)« (Bettina von Arnim). In diesem Sinne ermuntern sie sich gegenseitig, sich die Welt zu eigen zu machen. Dennoch bleibt ihre Freundschaft darauf beschränkt »nicht – wie bei Männern – die Eroberung der wirklichen Welt (...), sondern lediglich die Erschaffung einer exklusiven Welt, [darzustellen]« (Hooock-Demarle 1998: 174 f).

Frauenfreundschaften finden zu diesem Zeitpunkt noch ganz im Intimen statt, ohne über den schmalen Kreis der Personen hinaustreten und sich artikulieren zu können. Der Vorstoß Bettina von Arnims, durch die Veröffentlichung ihres Romans »Die Günderrode« ihrer Freundschaft mit Karoline von Günderrode ein Denkmal zu setzen, kann als Versuch betrachtet werden, Männerfreundschaften »ein in Bedeutung ebenbürtiges Frauenbündnis gegenüber zu stellen« (Bäumer/Schulz 1995: 39). Die Freundschaft eröffnet den beiden Frauen nicht nur die Möglichkeit, gegenüber den hierarchisch strukturierten Beziehungen zwischen den Geschlechtern für sich eine gleichrangige Beziehung zu gestalten, sondern auch ein von den Vorstellungen der Männerwelt unabhängiges Selbstverständnis auszubilden, ein Eigenes in der gemeinsamen Sache zu finden. – Mittlerweile sind Frauenfreundschaften aus dem Privaten herausgetreten und in der Öffentlichkeit stärker sichtbar geworden. Ein eindrückliches Beispiel, wie in der Moderne mit der Selbstbestimmung der Frau auch Frauenfreundschaften selbstverständlicher geworden sind, ist die Freundschaft zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

Liebste Mary:

Langsam gewöhne ich mich daran, Dich nicht mehr hier zu haben, und noch immer vermisse ich Dich. Dein Brief kam zur rechten Zeit, gerade als ich anfang, darüber nachzudenken, ob ich anfangen soll, mir Sorgen zu machen. (...) Du weißt, daß ich mich ängstige, Du könntest verletzt werden, und Du weißt auch, daß mir ziemlich klar ist, daß das Unsinn ist. (...) Wie geht es Deiner Arbeit? Wieder beim Roman? Ich bin noch immer beim Übersetzen (...). In Liebe

Deine Hannah

Liebste Hannah,

gestern abend kam ich aus Zürich zurück und fand Deinen Brief vor. (...) Mach dir keine sorgen um mich. Ich bin diesmal verletzt worden. (...) Aber schreibe. Und schließe diese Übersetzung ab. Wo wirst Du im Sommer sein? Du sprichst davon, daß wir uns sehen. Aber wo? Alles, alles Liebe,

Mary<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Brightman, Carol (1996): Hannah Arendt/Mary McCarthy. Im Vertrauen. Briefwechsel 1949-1975: 135 ff.

Die Philosophin Hannah Arendt und die Schriftstellerin Mary McCarthy begegnen sich zum ersten Mal 1944 in einer Bar in Manhattan. Trotz eines gravierenden Zerwürfnisses gleich zu Beginn ihrer Freundschaft, sind sie bereit, einen Neuanfang zu wagen. Als sie sich drei Jahre nach dem Streit wieder begegnen, tritt Hannah Arendt versöhnend mit den Worten auf Mary McCarthy zu: »Wir beide denken in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich« (Young-Bruehl 1991: 281). Ihre Freundschaft währt ab diesem Zeitpunkt bis zum Tod Hannah Arendts im Jahre 1975.

Als Mary McCarthy New York, wo sie beide leben, verlässt, um sich in Europa niederzulassen, entspinnt sich ein Briefwechsel größten Ausmaßes zwischen ihnen. Auch wenn sie weit entfernt voneinander leben und durch ihrer beider Tätigkeiten immerfort auf Reisen sind, gelingt es ihnen doch, sich in regelmäßigen Abständen zu treffen. Der umfängliche Briefwechsel und die Berichte von regelmäßigen Telefonaten zeigen gleichfalls, dass sie sich für die Kultivierung ihrer Freundschaft sehr viel Zeit genommen und trotz der trennenden Rahmenbedingungen keine Mühen gescheut haben, eine intensive und lange Freundschaft zu führen.

In ihrer Freundschaft fühlen sie miteinander, trösten einander, ermutigen sich gegenseitig, können aber auch albern miteinander sein wie Schulmädchen (vgl. Strobl 2008: 2). Dabei sind sie einander zugetan in beiderseitiger Bewunderung und Wertschätzung: »Liebste Mary, jedes Mal, wenn ich einen Brief von Dir bekomme, wird mir bewußt, wie sehr ich dich vermisse. Die Zeiten sind lausig, und wir sollten näher beieinander sein.« (Hannah Arendt an Mary McCarthy, Februar 1968, zitiert nach Brightman 1996: 317)

Neben einer solchen Anteilnahme an der Freundin ließ es die Freundschaft auch zu, sich über ganz banale Alltagsangelegenheiten auszutauschen, die dann auch immer wieder in Reflexionen über eigene Erfahrungen und das eigene Selbstverständnis hinübergleiten, wie die Briefe zeigen. Die beiden verbindet das Interesse an Politik, an sozialen Begebenheiten und an der Tätigkeit der anderen. Gemeinsam eignen sie sich die Welt an, intensiv diskutieren sie Entscheidungen miteinander und beurteilen die politische und kulturelle Entwicklung ihrer Zeit. Zusammen mit anderen interessierten Menschen erwägen sie zum Beispiel die Gründung eines politischen Magazins (vgl. Brightman 1996). Ebenso stehen sie sich als kritische Korrektoren ihrer Manuskripte gegenseitig zur Verfügung. Als beide sich großer Kritik von außen aufgrund ihrer Publikationen ausgesetzt sehen,<sup>3</sup> leisten sie sich gegenseitig unermüdlichen Beistand. Brightmann sieht die beiden Frauen inmitten der großen politischen und intellektuellen Kontroversen der 50er Jahre als eine »Zweiergruppe, die in der Freundschaft Zuflucht fanden vor all den anderen Gruppen, deren Mißerfolge ihre Generation heimsuchten«. (1996: 36) Wie Hannah Arendt es ausdrückt, erweckt Freundschaft in ihr das Gefühl, »sich gegen eine Welt von Feinden berauscht [zu] fühle[n]« (Young-Bruehl 1991: 283). Als Hannah Arendt einen Herzinfarkt erleidet, ist Mary McCarthy die erste, die zu ihr reist.

---

<sup>3</sup> Hannah Arendt: Eichmann Prozess; Mary McCarthy: Die Clique.

Hannah Arendt ist von der rigorosen Aufrichtigkeit und einfühlsamen Direktheit ihrer Freundin begeistert (Young-Bruehl 1991: 612). Der Briefwechsel zeigt, dass beide einen hohen Anspruch an sich selbst als auch an die Person des Anderen haben. Für Hannah Arendt ist Freundschaft mehr als Intimität: »ein Stück des Weges gemeinsam gehen – im Unterschied zur Intimität.« (Brightman 1996: 22). Nicht im Anderen aufzugehen, war ihr Ziel, sondern zu sich selbst durch den Anderen zu gelangen. Ihre Freundschaft wird auch als »kompromisslose Freundschaft« bezeichnet, deren Fundament die Unabhängigkeit bildet. Was ihre Freundschaft aber vor allem kennzeichnet, ist, »dass sie miteinander sprechen konnten« (Sontheimer 2005: 265). Dies drückt sich darin aus, dass sie sowohl persönliche Gefühle und Empfindungen äußern konnten wie auch sachliche Betrachtungen und Diskussionen miteinander führten. Ihr Briefwechsel unterscheidet sich von anderen veröffentlichten Korrespondenzen Hannah Arendts insofern, als er, neben gehobeneren Betrachtungen, auch die Unmittelbarkeit eines Frauengesprächs enthält (vgl. Brightman 1996).

Zwischen den beiden Frauenfreundschaften liegen rund 150 Jahre, in denen sich nicht nur die gesellschaftlichen Bedingungen für Frauen und ihre Freundschaftsführung, sondern auch die Formen und Vorstellungen von Freundschaft im Ganzen verändert haben. Ein großer Wandel besteht sicherlich darin, dass Frauenfreundschaften heute nicht mehr im Schatten äußerer Rollenzuschreibungen stehen, sondern zum allgemeinen Thema geworden sind. Bei den dargestellten Beispielen von Frauenfreundschaft handelt es sich jedoch um Einzelbeispiele; im Gegensatz zu Männerfreundschaften fehlen kulturelle Muster von weiblichen Freundschaften (vgl. O'Connor 1998; Roth 2008). Auch in der Literatur spielen Frauenfreundschaften kaum eine Rolle. Bovenschen interpretiert die Tatsache, dass die Kulturgeschichte kein Muster für eine Freundschaft zwischen Frauen bereitstellt, als Ausdruck dafür, dass Frauenfreundschaft notwendig immer schon eine große Eigenständigkeit aufweist: »Sie steht quer zur öffentlichen Meinung und zur historischen Tradition der Männerfreundschaft.« (Bovenschen 1998: 55) Können diese Einzelbeispiele trotzdem etwas beitragen zum Verständnis von Frauenfreundschaften heute? Wie stellt sich das Phänomen heutzutage dar? Wie wird es in den Medien reflektiert?

Als prominentes Beispiel, auch hierzulande, ist die erfolgreiche amerikanische Kultserie *Sex and the City* zu nennen. Die Serie ist um die Frauenfreundschaft der vier Protagonistinnen Carrie, Miranda, Charlotte und Samantha herum aufgebaut. Die vier Frauen sind beruflich sehr erfolgreich, finanziell unabhängig und führen ein modernes Leben in New York zwischen Singledasein und wechselnden sexuellen Beziehungen zu Männern. Ein makellostes Outfit, ein Faible für Schuhe und die angesagteste Handtasche runden das Bild der perfekten urbanen Frau ab. Am liebsten tauschen sich die Freundinnen über Männer und Sex aus, als dem verbindenden thematischen Ort ihrer Freundschaften, wo sie sich über erlittene Enttäuschungen durch die Männerwelt hinweghelfen. Immer wieder fängt sie die Kamera ein, wie sie gemeinsam in einem Restaurant beim Frühstück, Lunch oder Dinner sitzen und ihre Probleme, die vorwiegend um Männer kreisen, bereden. Die Frauen treffen sich täglich, stehen auch während des

Tages im ständigen Telefonkontakt und beratschlagen sich zu jeder Lebens- und angesichts jeder Problemlage. Der immer erreichbaren Freundin werden alle aktuellen Entwicklungen mitgeteilt; es scheint, als wäre man die ganze Zeit »online«. So ruft Charlotte, die »zwanghaft Optimistische«, zum Beispiel Carrie, die für ihre Empathie bekannt ist, heimlich aus dem Auto ihrer neuesten Affäre an, um ihr von ihrem großen »Fang«, einem berühmten Schauspieler, zu berichten. Carrie bleibt gerade noch, die Freundin zu warnen, in Sorge vor der nächsten Enttäuschung, die ihrer Freundin bevorstehen könnte, nicht über eine kurze Affäre hinweg einen Mann zu finden.

Die vier Frauen sagen sich offen die Meinung und tragen Streitigkeiten auch einmal lautstark aus. Genauso schnell aber versöhnen sie sich wieder. Es scheint, als ob es keine Risse geben könne, die sich nicht wieder kitten ließen oder die als Problem zurückblieben. Ein besonderes Merkmal ihrer Freundschaft ist, dass es ihnen immer wieder gelingt, sich gegenseitig aus Krisen herauszuhelfen. Wichtig wird für sie vor allem, durch die Ermunterung der anderen, trotz aller durch Männer gestifteten Selbstzweifel, zu sich selbst zu stehen. Miranda, die Pragmatische, hat dabei immer einen schnellen Rat: »Hör auf mit dem Rumgejammer und tu endlich mal das, was du willst«. Die Selbstvergewisserung läuft vor allem über die Abgrenzung von Männern. Carrie fragt sich einmal: »Was, wenn nicht alles die Schuld der Männer wäre?« Wenn alle Stricke zu reißen drohen und sie völlig niedergeschlagen sind, bleibt den Freundinnen immer noch das gemeinsame oder auch einsame Shoppen, ein Identifikationsfeld ihrer ansonsten sehr verschiedenen Persönlichkeiten, mit dem es ihnen immer wieder gelingt, ihr persönliches Gleichgewicht wiederherzustellen.

Andere Themen jenseits von Sex und Männern werden von ihnen in der Freundschaft kaum angesprochen. Zwar lassen sie immer wieder durchblicken, dass sie Journalistin, Rechtsanwältin, PR-Beraterin oder Galeristin sind und dass diese berufliche Selbstständigkeit durchaus auch zu ihrem Selbstverständnis gehört, aber die Arbeit wird weder zum Gegenstand der Gespräche noch in irgendeiner anderen Weise relevant. Vielmehr retten sie sich mit ihrem luxuriösen Lebensstil über die Niederungen des Lebens hinweg. Als Carrie, die auf ihrer eigenen Hochzeit gerade von ihrem zukünftigen Ehegatten versetzt worden ist, am Boden zerstört zusammenbricht, beschließt Samantha, die Flitterwochen, auf die sich Carrie so gefreut hat, nicht zu annullieren, sondern im Kreise der Freundinnen zu begehen. Woraufhin die erschrockene Miranda aufschreit: »Ich kann nicht nach Mexiko, ich hab einen Job«. Die nächste Szene zeigt, wie die vier Freundinnen vereint in das Luxushotel in Mexiko eintreten, ohne auf dieses Problem noch einmal einzugehen.

Der Kern der Serie besteht darin, dass es letztlich keinem Mann gelingt, die Bedürfnisse der vier Frauen nach Liebe und Geborgenheit zu befriedigen, so dass am Ende die Freundschaft unter ihnen immer wieder die Oberhand gewinnt. Freundschaft wird zum letzten Residuum, nach dem Motto »Männer kommen und gehen. Echte Frauenfreundschaften halten«. Immer wieder vergewissern sie sich ihrer Freundschaft gegenseitig. Carrie: »Ich muss wissen, dass du da bist.« Ähnlich wie in den zuvor dargestellten Frauenfreundschaftspaaren wird Freundschaft auch für Carrie, Miranda, Charlotte

und Samantha zum Zufluchtsort, allerdings eher als Kompensation für die fehlende Endlosliebesbeziehung mit dem perfekten Mann und weniger als Wert an sich. Die Serie lebt insbesondere davon, dass sie starke Stereotype von Frauenfreundschaft bedient. Frauen, die ständig shoppen gehen und permanent am »Quasseln« sind, alles auf direktem Wege der anderen mitteilen müssen und die die Suche nach dem richtigen Mann verbindet. Gleichzeitig versteckt sich in dieser medialen Inszenierung auch ein latentes Ideal, das Frauenfreundschaften heute zugeschrieben wird: die Fähigkeit zur Kommunikation, die Unmittelbarkeit des Gesprächs und die natürliche Vertrautheit. Freundschaft scheint sich in ihrer ausgeprägtesten Form gegenwärtig am ehesten unter Frauen zu realisieren (Mayr-Kleffel 1991). So wird beispielsweise die Fähigkeit, »Freundschaften zu halten« als etwas typisch Weibliches angesehen (vgl. Statista 2010).

Die Botschaft, die *Sex and the City* sendet, besteht darin, dass Freundschaft unter den Frauen gegenüber den Enttäuschungen des Lebens letztlich immer gewinnt. Die Freundinnen sind jederzeit füreinander da, setzen sich ernsthaft miteinander auseinander, gehen gemeinsam durch dick und dünn und sind bereit, für die andere alles stehen und liegen zu lassen, ohne Rücksicht auf berufliche Verpflichtungen. Doch in der Wirklichkeit der Alltagspraxis des »Normalbürgers« gehen diese so zwanglosen Selbstverständlichkeiten einer modernen Freundschaft nicht immer auf. Ein solches Bild trifft vielleicht am ehesten auf Schulfreundschaften unter Mädchen zu, aber nicht auf die Lebensrealitäten erwachsener Frauen. Vielmehr scheint, dass für Freundschaften heute aufgrund äußerer, vor allem beruflicher Anforderungen nicht mehr viel Zeit im Alltag bleibt. Schon einen Termin für eine Verabredung zu finden, scheint heutzutage ein weit verbreitetes Problem zu sein. Jedes Treffen muss aufs Neue mühsam ausgehandelt und freie Zeiten aufeinander abgestimmt werden. Was, wenn tatsächlich ein Notfall eintritt und ich die Freundin spontan brauche? Freundschaften werden in unseren Kalendern zu Terminen unter anderen, die es »abzuarbeiten« gilt. Schon ist vom Trend zur Fast-Food-Freundschaft die Rede, wo die andere »abgefrühstückt« wird. Während man sich trifft, liegen Timer und Handy auf dem Tisch – zwischendurch müssen noch wichtige Anrufe erledigt oder diverse SMS ausgetauscht werden. Jeder scheint vor allem mit sich und der Optimierung des eigenen Lebens beschäftigt zu sein. Die hohen Ansprüche, »dass man über alles wirklich sprechen kann« und »die Freundin einen besser versteht, als der eigene Mann« (vgl. Gewis 2006)<sup>4</sup> weichen oftmals der Erschöpftheit und dem Wunsch nach Entspannung. »Wir scheuen die Verpflichtung, die wahre Freundschaften mit sich bringen« (Nuber 1993: 46). Gleichzeitig haben wir Angst, den Anschluss zu verpassen, wenn wir unsere Freundschaften nicht pflegen; ohne kommunikatives Grundrauschen fühlt man sich wertlos (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2010).<sup>5</sup> Wenn man einen Vollzeitjob hat, dann bedeutet dies heutzutage häufig, dass für alles andere keine Zeit mehr bleibt. Der Arbeitsmarkt fordert flexible und mobile Arbeitskräfte, die bindungslos und frei sind, und damit auch

---

<sup>4</sup> GEWIS, im Auftrag der Zeitschrift Brigitte. (Heft 12/2006).

<sup>5</sup> Institut für Demoskopie Allensbach, im Auftrag von »Bild der Frau« und »Jakobs Krönung« (2010).



nicht durch soziale Verpflichtungen aufgehalten werden. Wenn Freundschaften gegenüber diesen Erosionsprozessen dennoch bewahrt werden wollen, wenn alles ständig in Bewegung ist, wenn die Freundin auf einmal einen neuen Partner, einen neuen Job hat, in einer neuen Stadt wohnt, dann muss man am Ball bleiben. Im Trend unserer schnelllebigen Gesellschaft liegt daher die Lebensabschnitts-Freundin (vgl. Emnid 2002).<sup>6</sup> Langjährige Freundschaften haben der Untersuchung zufolge lediglich noch 6% der befragten Frauen. Gleichzeitig gehört heute zu einem »ordentlichen« persönlichen Unterstützungsnetzwerk mindestens eine enge, intime Freundschaft (vgl. Schobin 2010). Was bleibt, ist, wie eine meiner Interviewpartnerinnen es ausdrückt, das Gefühl: »Man muss, man braucht, man kann nicht«. Doch hat dies noch etwas mit Freundschaft zu tun? Handelt es sich bei Freundschaft um ein Konzept, das heute noch tragfähig ist?

An der Freundschaft von Bettina von Arnim und Karoline von Günderode, aber auch der Freundschaft von Hannah Arendt und Mary McCarthy fällt auf, dass diese Frauen eine übergreifende Aufgabe als Bestandteil ihrer Freundschaft sahen, eine soziale Verpflichtetheit gegenüber der Freundin und der Freundschaft als Wert an sich, in Form eines Bildungsprozesses, worin sich das Personsein erst formt. In ihren Freundschaften ging es darum, sich einander in der jeweiligen Entwicklung zu steigern und durch die Freundschaft etwas Neues in sich und dem anderen entstehen zu lassen. Ihre Freundschaften hatten einen hohen Anspruch; nicht ohne Grund wird die Freundschaft von Bettina von Arnim und Karoline von Günderode auch als *kreative Freundschaft* bezeichnet (Hooek-Demarle 1998: 173). Ihr Ziel war es, sich gemeinsam die Welt anzueignen und das zu werden, was man ist. Dennoch blieben sie dabei nicht der Intimität des Persönlichen verhaftet. Die Gemeinsamkeit heutiger Freundschaften scheint sich dagegen im Privaten zu erschöpfen, wo man es sich gegenseitig und miteinander gut gehen lässt, ohne aber dem anderen allzu sehr zur Last fallen zu wollen und zu dürfen.

Im Lichte dieser Überlegungen verfolge ich in der vorliegenden Arbeit die These einer *Profanisierung* von Freundschaft. Diese ist nicht unabhängig von gesellschaftlichen Anforderungen zu sehen, die zunehmend in unser Leben eingreifen. Der Zerfall von Freundschaft wird nicht nur in den Beziehungen selbst, sondern in den Gesellschaftsformen zu suchen sein. So muss die Verdichtung von Alltag durch die Vielfalt an zu managenden Aufgaben, wie sie oben kurz angesprochen worden ist, in Zusammenhang mit einer Entwicklung gesehen werden, die für immer mehr erwerbstätige Personen mit dem Wandel der Arbeitsgesellschaft zur Realität wird: der Entgrenzung ihrer Lebenssphären. Damit ist gemeint, dass sich Berufs- und Privatleben immer schwerer zeitlich, räumlich, inhaltlich, sozial und motivational voneinander trennen lassen, wovon auch die Verwirklichung des Freundschaftslebens nicht unberührt bleibt. Insgesamt kann gegenwärtig von einer Relevanzverschiebung hin zur Arbeit, weg von sozialintegrativen Zusammenhängen gesprochen werden. Auf der Seite des Privaten wer-

---

<sup>6</sup> Emnid, im Auftrag der Kosmetikmarke »Dove« (2002).

den Prozesse wie Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen für das Verständnis von Freundschaft zentral. Freundschaften sind in der Regel nicht mehr eingebettet in größere Lebenszusammenhänge. Auch lässt sich in Freundschaften nicht mehr so leicht auf gemeinsame Erfahrungen zurückgreifen, weil jeder verstärkt auf sich selbst gestellt und dazu angehalten ist, seinen Lebensweg aus sich selbst heraus zu entwickeln. Diese soziale Bedingtheit von Freundschaft fällt gewöhnlich aus dem Alltagsbewusstsein heraus. Die Frauenfreundschaften sollen daher nicht nur in Hinblick auf temporäre Entfaltungsformen, sondern vor dem Hintergrund moderner gesellschaftlicher Anforderungsstrukturen an die Lebensführung von Frauen untersucht werden. In welchen Formen finden sich in modernen Lebensweisen noch Freundschaften wieder? Für die Untersuchung wurden Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten ausgewählt, um die soziale Strukturierung von Freundschaften in Abhängigkeit diverser Konfigurationen von Anforderungsstrukturen aufzuzeigen.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, herauszufinden, wie sich Frauenfreundschaften heutzutage gestalten. Welche Bedeutung und Funktion haben Frauenfreundschaften für die Lebensbewältigung? In der weiteren Explikation der Problemstellung sollen nun die theoretischen Grundlagen für die Arbeit entfaltet werden. Beginnen werde ich mit der Darlegung des Forschungsgegenstands »Freundschaft/Frauenfreundschaft« (2). Dann werden die analytischen Dimensionen aufgespannt, unter denen Freundschaft untersucht werden soll: »Gesellschaftliche Anforderungsstrukturen und Lebensführung« (3). Schließlich wird das analytische Rahmenkonzept durch die Konkretisierung der Ziele, Fragestellung und Methode (4) abgeschlossen, die zum empirischen Teil überleitet.